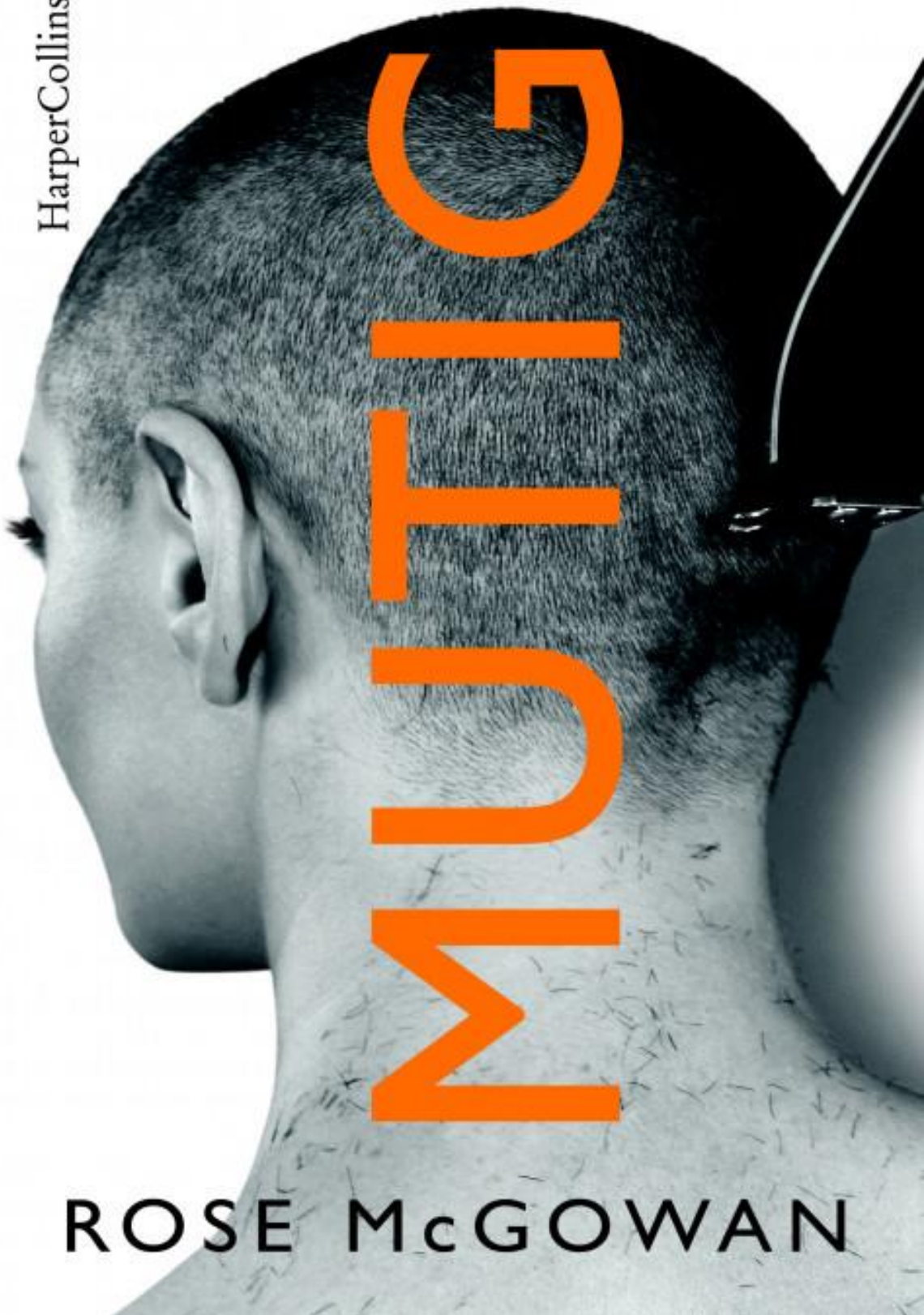


HarperCollins



ROSE MCGOWAN

Leseprobe für Vorablesen.de

©HarperCollins Germany

Im Januar 1995 war ich mit *Doom Generation* zum ersten Mal auf dem Sundance Film Festival. Die Aufregung in der dünnen Bergluft von Park City war mit Händen zu greifen. Manche fanden den Film derart verstörend, dass sie mitten in der Vorführung hinausgingen. Der Film polarisierte stark – es geht eben nichts über einen leichten Nihilismus, um die Leute zu erschrecken. Ich liebte es. Trotz meiner Erfahrungen am Set war ich der Meinung, dass Araki und alle anderen Mitwirkenden etwas echt Abgefahreneres und Besonderes geschaffen hatten. Ich erhielt eine Nominierung in der Kategorie Beste Nachwuchsschauspieler*in für die Independent Spirit Awards (so was wie die Oscars für Independent-Filmproduktionen).

Auf dem Festival wimmelte es von Anwälten. Ich verstand gar nicht, warum sie mir alle ihre Visitenkarten gaben. Es erinnerte mich an meine Zeiten als Ausreißerin, wo mir ständig irgendwelche Spinner an den Fersen klebten, um mich auszunehmen. Ich hatte keine Ahnung, wozu ich einen Anwalt brauchen könnte. Als Quereinsteigerin kannte ich die „Regeln“ der Branche nicht. Normalerweise kommt man nach Hollywood, schreibt sich in eine Schauspielklasse ein, nimmt an Workshops teil, in der Hoffnung, ein Agent würde dich entdecken, hofft auf erste Werbespots, arbeitet sich von dort mit kleinen Einzeiler-Rollen ins Fernsehen vor, wird vielleicht als Leiche oder Statist besetzt, hofft auf eine Gastrolle, dann eine Nebenrolle in einem Indiefilm, dann hoffentlich eine wichtigere Rolle, um dann irgendwann am Heiligen Gral anzukommen und die Hauptrolle in einer Fernsehserie oder einem Kinofilm zu ergattern. Und während man langsam die Karriereleiter erklimmt – was normalerweise Jahre und eine gehörige Portion Glück braucht –, lernt man die Haie im Haifischbecken kennen. Nicht so in meinem Fall. Ich war ein Baby der Branche und arbeitete auf einem Niveau, dem ich nicht gewachsen war. Insofern wusste ich nur vom Hörensagen, was man tunlichst vermeiden sollte oder wem man trauen konnte, wenn überhaupt jemandem. Ich war dermaßen unschuldig und naiv, was die Spielchen anbelangte, die gespielt wurden, dass ich nicht einmal auf die Idee kam, irgendwer könnte mich anlügen oder niedere Motive haben. Ich wusste nicht, dass ich eigentlich jene fürchten müsste, die mir ins Gesicht lächelten und mir ihre Hand reichten.

Es gab auf dem Sundance Film Festival einen Anwalt, einen kleinen Mann in Cowboy-Stiefeln, der auf mich zukam und mir erklärte, warum ich einen Anwalt bräuchte. Er nahm mich unter seine Fittiche, besorgte mir eine Agentin, und alles Weitere nahm seinen Lauf.

Direkt danach wurde ich für eine Rolle in einen Film mit Pauly Shore besetzt, die ich dankend annahm, denn ich brauchte Geld für die Miete. Klar, ich hatte mein Debüt gegeben, und für die Leute war ich damit vermeintlich reich. Doch so üppig war meine Gage nicht, als dass ich mir mehr als ein winziges Apartment hätte leisten können, das ich mir obendrein mit meiner Mitbewohnerin Julie teilte, einer 1,85 m großen, sehr lauten Australierin mit platinblonden Haaren, die wie ein riesiger Tukan klang, der in einem fort quäkte. Ich liebte sie.

Nun, da ich Schauspieler*in war, wartete ich darauf, dass mich der „Schauspiel-Virus“ packte. Ich hatte viel über andere Schauspieler und deren unbändige Leidenschaft zu diesem Handwerk gelesen und wartete darauf, dass diese Leidenschaft auch mich ergreifen würde. Ich liebte die Filmarbeit, ich liebte die Dreharbeiten, und ich liebte es, Dinge zu erschaffen, die Menschen berührten und inspirierten – aber der „Virus“ wollte mich nicht befallen.

Die Erniedrigungen, denen ich als Schauspieler*in ausgesetzt war, störten mich gewaltig. Kennst du das? Du gehst zum Vorstellungsgespräch und spürst, wie der Stresspegel steigt? Stell dir vor, du kommst an und wirst aufgefordert, schluchzend zusammenzubrechen oder wie eine Irre laut zu lachen, dabei aber bitte

immer schön sexy auszusehen. Stell dir vor, du sollst erniedrigende Dinge tun, wie zum Beispiel, aufreizend dazustehen oder dich umzudrehen, damit alle deinen Körper von allen Seiten beäugen können, während dir eine Gruppe Männer auf Arsch und Titten glotzt und so tut, als ginge es um die Rolle.

Castings waren für mich immer ein traumatisches Erlebnis. Wie damals die Szene im Korridor, als ich noch Kind in der Sekte war.

Und so könnte diese Szene heute aussehen: Ich gehe einen Korridor hinunter, mein Herz rast und klopft bis zum Hals, und ich bekomme vor lauter Angst kaum Luft. An den Wänden rechts und links des neonbeleuchteten Korridors sitzen jeweils ungefähr zehn weitere Kandidatinnen auf kleinen Klappstühlen. Jede trägt ein knappes Kleidchen und High Heels und versucht, wie ihre Rollenfigur auszusehen, welche auch immer das sein mag. Ich spüre, wie mich eine Woge peinlicher Verlegenheit erfasst, als ich mit ausgestreckter Hand dastehe und um Kraft und Beistand bitte, damit sie am Ende mich auserwählen. Ich hasse es. Jede einzelne Minute. Die Frauen mustern mich von oben bis unten und versuchen, mich auszuloten. Es fühlt sich an, als würde man mir mit heißen Nadeln die Haut abziehen, denn ich befinde mich in einem offenen Casting, und ich erkenne, gegen wen ich mich durchsetzen muss.

Noch am Abend zuvor hatte ich fleißig daran gearbeitet, mir die Texte der beiden Szenen einzuprägen, die sich irgendein Schmalspurwichser von Drehbuchschreiber ausgedacht hatte und für großartig hielt. Egal, was soll's, ich brauche den Job. Die Rolle verlangt, dass ich schreie und heule. Ich warte also mit eben jenen rund zwanzig Mitbewerberinnen im Korridor, während die Schreie hinter der geschlossenen Tür zum Casting-Raum dumpf nach draußen dringen. Ich versuche, sie auszublenden. Nach etwa einer Stunde Warten bin ich an der Reihe. Ich werde aufgerufen. Mein Herz klopft jetzt noch schneller. Meine Hände sind schweißnass, und am Dekolleté bekomme ich vor lauter Aufregung rote Flecken – ich spüre sie förmlich sprießen.

Ich betrete einen kleinen kastenförmigen Raum. Neben einer aufgebauten Kamera, die mich filmt, erwarten mich fünf Männer, eine Casting-Direktorin sowie ein Kamera-Assistent. Sie sitzen in einem Halbkreis und starren mich an. Und wieder dieses grässliche Neonlicht. Ich frage mich, wie überhaupt irgendwer bei so einer Beleuchtung eine Rolle bekommen kann. Ich nutze den winzigen Moment, der mir für den guten ersten Eindruck bleibt, und sage allen brav guten Tag. Das Skript in meiner Hand beginnt zu zittern. In Wahrheit haben sie hinter den Kulissen wahrscheinlich längst beschlossen, wen sie für die Rolle besetzen werden, denn während ich hier vorspreche, holen sie Angebote von Stars ein. Trotzdem halten sie die Castings ab, um notfalls ausweichen zu können und einen Plan B zu haben. Ich weiß, dass sie auf einen größeren Namen scharf sind. Trotzdem will ich mein Glück versuchen, denn wer weiß, vielleicht kommt mir der Zufall zugute, und ich werde am Ende genommen.

Ich halte das Skript in meiner zittrigen Hand für den Fall, dass ich den Text vergesse und fahre fort. Wie alle anderen vor mir, fange auch ich an, im richtigen Moment zu heulen und zu schreien. Ich frage mich, ob die anderen dort draußen vor der Tür genauso denken wie ich – wohl eher nicht, denn sie wollen ja hier sein. Ich hingegen bin eher zufällig Schauspielerin geworden, und ich will das nicht. Ich finde es qualvoll, äußerst unangenehm und will nicht wie Vieh behandelt werden – wie eine von vielen. Tränen laufen mir über die Wangen. Sie bitten mich, die zweite Szene noch einmal zu spielen. Ein gutes Zeichen? „Danke Rose, schön, dass du da warst.“ Die Casting-Direktorin verabschiedet mich. Ich gebe ihr die Hand und sage: „Danke sehr. Auf Wiedersehen.“ All dieses Heulen und Schreien schiebe ich weg,

presse es in meinen Körper zurück – mein armer Körper, der gar nicht weiß, wie ihm geschieht und sich wohl wundert, wieso ich eben derart intensive Gefühle hervorgekramt und rausgelassen habe.

Draußen muss ich nun erst einmal vorbei am Spalier der Mitbewerberinnen, die den Blick heben und mich anstarren. In meinem Inneren brodelte es. Ich gehe hinaus, die Straße entlang und suche nach einem Abfalleimer, um meine Drehbuchseiten wegzuworfen. Das mache ich immer, sobald ich ein Casting hinter mir habe, da ich nicht will, dass man mir die Schauspielerin auf Casting-Tour ansieht; ich will meinen „Walk of Shame“ nicht noch schlimmer machen. In zwei Tagen habe ich das nächste Casting, und alles fängt wieder von vorne an.

Ich wurde zu einem Vorsprechen für die Rolle der Tatum Riley in einem geplanten Horrorfilm geschickt, *Scream – Schrei*. Ich hoffte bloß, dass ich mich nicht wieder auf irgendwen drauflegen müsste. Zum Glück war nur das übliche Schreien und ein bisschen Schluchzen gefragt, und darin war ich ganz gut. Kurz darauf bekam ich einen Anruf von meiner Agentin mit einem Angebot über 50.000 Dollar für die Rolle. Du meine Güte! So viel Geld hatte mir noch nie jemand geboten. Das übliche Prozedere sah vor, dass mein Anwalt ein Gegenangebot über 100.000 Dollar unterbreitete und ich am Ende bei 75.000 Dollar rauskommen würde, doch mein Anwalt legte es auf 250.000 Dollar an. Das erboste den Leiter des Filmstudios dermaßen, dass er mich noch ganze drei Mal zum Vorspiel antanzen ließ (das diesmal gefilmt wurde), obwohl ich das Angebot doch schon hatte. Es kam mir vor, als wollte mich der Studioleiter für dieses Hickhack mit meinem Anwalt demütigen und dafür bestrafen. So läuft das in diesem Geschäft. Immer schön nach unten treten.

Kurz vor meinem Termin zum neuerlichen Probespiel hatten sie Neve Campbell engagiert, eine Schauspielerin mit dunklem Haar. Oh Gott, das war's, damit bin ich raus, denn ich bin ja auch dunkelhaarig, dachte ich. So waren die Regeln. Der blonden Produzentin gegenüber ließ ich fallen, dass ich gerade überlegte, meine Haare blond zu färben. Die Augen der versammelten Crew leuchteten prompt auf, bling, bling, bling – denn, so ist das nun mal, bei mehreren weiblichen Rollen wird nach unterschiedlichen Haarfarben besetzt, denn sie nehmen an, dass das Publikum so dämlich ist, die einzelnen Figuren nur so auseinanderhalten zu können.

Ich hatte gar keine Lust, mir die Haare blond zu färben, aber ich wusste, dass es die einzige Chance war, doch noch engagiert zu werden. Ehe mich versah, schleifte mich eine der Producerinnen kurzerhand zum Friseur, der mich in eine Blondine verwandelte, in ein blondes All-American-Girl aus dem mittleren Westen. Mein Plan ging auf. Ich bekam die Rolle ganz offiziell angeboten, wenngleich für eine sehr viel geringere Gage als alle meine Mitbewerberinnen (wegen besagtem Hickhack mit meinem Anwalt). Nachdem ich meine Agentin, Managerin und meinen Anwalt davon bezahlt hatte, blieben mir am Ende noch ungefähr 12.500 Dollar. Trotzdem, so viel Geld hatte ich noch nie verdient.

Meine Filmfigur in *Scream* stirbt. Aber ich wollte, dass sie mehr ist als eine beliebig austauschbare junge Frau in einem Horrorfilm. Ich war entschlossen, die Tatum Riley im Film so zu spielen, dass die Menschen mit ihr mitfühlen konnten. Ich wollte nicht, dass sie kampflös untergeht. Ich wollte, dass sie als Mensch unvergesslich bleibt.

Niemand spricht darüber, wie sehr sich Menschen emotional abgrenzen, wenn sie Horrorfilme schauen. Jemanden auf schreckliche Weise sterben zu sehen und Mitgefühl zu haben, Gott bewahre! Wer glaubt, dies ließe sich nicht auf die real

existierende emotionale Taubheit übertragen, der macht sich selbst etwas vor. Eine innere Abstumpfung gegenüber Gewalt gegen Frauen setzt früh im Leben ein, und sofern diese nicht im eigenen Elternhaus erlebt wird (was ich nicht hoffen will), wird sie durch Film und Fernsehen erfahrbar. Was ich in der Originalfassung von *Scream* so genial gelungen finde, ist, dass der Zuschauer jederzeit mit jeder einzelnen Figur mitfühlen kann. Niemand von uns war beliebig austauschbar.

Ich bin stolz darauf, eine unauslöschliche Figur erschaffen zu haben, die einen der denkwürdigsten Leinwandtode aller Zeiten stirbt.

Gleichermaßen stolz bin ich darauf, alle meine Stunts in der berühmten Garagentor-Szene, bei der Tatum stirbt, selbst gespielt zu haben. Danach hatte ich jede Menge Beulen und blaue Flecken, von den Schultern bis zur Hüfte, aber ich wusste, dass es so besser aussehen würde.

Am ersten Drehtag, als ich am Set ankam, traute ich meinen Augen nicht. Wer war tatsächlich da? Der grauenvolle Typ aus *Class of 1999*, meinem ersten Film. Der, der mich sexuell belästigt hatte. Er sah mich und sagte: „Dich kenne ich doch von irgendwoher. Woher denn noch gleich?“ Mein Herz fing an zu rasen. Aber da ich mittlerweile erblindet war, erkannte er mich nicht gleich. Sein nächster Drehtag war erst eine Woche später, was mich unglaublich erleichterte.

Abgesehen davon, war das Filmset zu *Scream* eine Zuflucht für mich. Wes Craven war ein außergewöhnlicher Mensch mit einem sehr bewegten Leben. Ursprünglich kam er aus Ohio, wo er sich schon früh als Zungenredner bei Gottesdiensten der Baptistengemeinde geübt hatte. Später war er dort soweit ich weiß als Lehrer tätig, verließ dann aber Kind oder Kinder samt Frau, um nach New York zu ziehen, Taxifahrer zu werden und seinen großen Traum zu verwirklichen. Dafür hat er meinen ganzen Respekt. Er behandelte uns Schauspieler auf Augenhöhe und schuf damit eine sehr besondere Arbeitsatmosphäre. Wes Craven war ein feiner Mensch, ein wahrer Gentleman. Und so dachte ich, dass es so weiter gehen würde, dass sich alle meine Filme mit großen Regisseuren künftig so toll gestalten würden. Falsch gedacht.

Allen am Set war irgendwie klar, dass wir dabei waren, etwas Magisches zu erschaffen, aber dass der Film am Ende zu einem derartigen Phänomen werden würde, konnte keiner ahnen. Am wenigsten ich selbst, wo ich von Zuschauerzahlen oder ähnlichen Dingen überhaupt gar keine Ahnung hatte.

Eine Woche vor Beginn der Dreharbeiten zu *Scream* legte ich mir ein Haustier zu, einen Boston Terrier, namens Bug. Bug war ein ausgesprochen drolliger Hund, eine Hündin genauer gesagt. Es gab sie im Angebot im Beverly Center, einer großen hässlichen Mall in Los Angeles. Eines Tages kam ich zufällig dort vorbei, sah dieses winzige schwarz-weiße Ding mit zwei riesigen Kulleraugen, die in unterschiedliche Richtungen blickten, die tapsigen Pfötchen durch die Gitterstäbe des Metallkäfigs gestreckt. Dann fiel mir der Preis auf, der bereits zweimal heruntergesetzt worden war, und ich dachte nur: Wenn einer weiß, wie es ist, heruntergesetzt zu werden, dann ich. Der Hund gehört zu mir.

Wes Craven verliebte sich auf der Stelle in Bug, genau wie ich. Sie wuchs praktisch am Set auf. Und sie hatte sofort kapiert, dass sie während der Aufnahmen still zu sein hatte. Sie war perfekt, wie sie mucksmäuschenstill dasaß, nicht mal mit ihrem Halsband rasselte. Ständig kam irgendwer an und wollte sie fotografieren, später auch zusammen mit meinem zweiten Hund Fester, einem Rüden und ebenfalls ein Boston Terrier, den ich ein paar Monate später bekam. Sie wurden von Bruce Weber, Ellen von Unwerth und David LaChapelle, die zu den prominentesten Fotografen der Welt gehören, abgelichtet. Bug war wirklich ein Volltreffer am Set, kann ich euch sagen. Sie sorgte für das besondere Extra in Merkwürdigkeit.

Kurz nach Ende der Dreharbeiten zu *Scream* ging ich zum Zahnarzt. In einer noblen Zahnarztpraxis in Beverly Hills lag ich wehrlos und mit aufgesperrem Mund auf dem gekippten Behandlungsstuhl, während mir der Zahnarzt in den Mund stierte. „Sie haben alles andere als Filmstar-Zähne“, erklärte er mir. Und ich glaubte ihm, obwohl ich ja bereits in Filmen mitgespielt hatte.

Als ob ich so affige Hollywood-Zähne wie er haben wollte – falsche Zähne mit aufgeklebten strahlweißen Keramikschaalen, die angesichts einer vermeintlichen Goldgrube wie mir noch mehr zu strahlen begannen. Dies zumindest flüsterte mir meine innere Stimme ein, mein besseres Ich. Wie aber lässt sich dieses bessere Ich erhalten, wo doch dein gesamtes Umfeld – das Hollywood-System, die Medien und die Gesellschaft – von dir als junge Frau erwartet, deine Echtheit abzulegen?

Die Vorstellung, dass ich keine „Filmstar-Zähne“ hatte, machte mir schwer zu schaffen. Ich war mir sicher, dass meine schiefen Zähne auf der Leinwand übergroß erscheinen würden. Auf der Premiere konnte ich nur darauf achten. Auf meine beschissenen Zähne. Ich hätte den Zahnarzt darauf hinweisen sollen, dass ich bereits ein Filmstar war, auch mit schiefen Zähnen, doch irgendwie schaffte ich es nicht. Ich begann also, meine Zähne richten zu lassen, was ich, ehrlich gesagt, bis heute sehr bedauere, und zwar vor allem deshalb, weil mir diese Idee praktisch „implantiert“ wurde und nicht aus mir selbst heraus kam. Die Gehirnwäsche war in vollem Gange.

Und in einem größeren Gesamtzusammenhang betrachtet, bedauere ich es auch deshalb, da ich wusste, dass mein Gesicht mit diesem nun homogenisierten Look in Großformat um die Welt gehen und den Rest der Bevölkerung beeinflussen würde. Mir war nicht klar, dass ich, da ich nun auf Leinwänden zu sehen war, stellvertretend für alle Frauen stand. Das war meine Rolle. Ich wusste es nur noch nicht. Und meine begradigten Zähne waren Teil dieser Botschaft.

WIE MEIN SELBST ZU TODE KAM

Im Leben der meisten Menschen gibt es besondere Erfahrungen oder Ereignisse, die zu wichtigen Meilensteinen werden: Schule, Abschlussball, College, Heirat, so was eben. Bei mir sind all diese Dinge auf Leinwand komprimiert. *Scream* war mein College. Und wenn *Scream* mein College war, dann war *Der zuckersüße Tod*, mein nächster Film, ein Schritt zurück in die Highschool und damit zum einzigen Abschlussball, auf dem ich je war.

Courtney Alice Shayne, meine Filmfigur, geht nicht einfach in einem wunderschönen Abendkleid auf den Abschlussball, nein, sie wird Ballkönigin. Alles läuft prima, bis jemand in den Saal kommt und über Lautsprecher eine Aufnahme abspielt, auf der deutlich Courtney zu hören ist, die einen Mord gesteht. Die Schüler beginnen, Courtney mit ihren Anstecksträußchen zu bewerfen und zu verfluchen.

So sah er also aus, mein Abschlussball. Ich liebte meine Filmfigur. Sie setzte sich über alle Moral hinweg, aber Soziopathen sind sich ja bekanntlich nicht bewusst, dass sie Soziopathen sind. Und so dachte sie nur: Was ist schon dabei?

Ich habe einmal einen klassischen Film gesehen, in dem Gene Tierney eine Soziopathin spielte. Der Film hieß *Todsünde*. Darin stößt sie ein kleines Kind im Rollstuhl über eine Klippe in den Abgrund. Als ihr Ehemann sie fragt: „Warum hast du das mit Timmy gemacht?“, erwidert sie nur: „Aber Liebling, wir brauchen mal wieder mehr Zeit für uns.“ Ich fand diese Szene schon immer auf eine bizarre Weise urkomisch. Eben jene Figur war mein Rollenvorbild für Courtney Alice Shayne, als meine Hommage an das klassische Hollywood. Unter der Regie von Darren Stein, der auch das Buch zu *Jawbreaker* geschrieben hat, machte ich aus Courtney Shayne eine heldenhafte Kultfigur. Auch die anderen Darstellerinnen des Films haben hervorragende Arbeit geleistet.

1997 begann ich mit einem weiteren Film, *Phantoms*, produziert von Miramax, dem gleichen Studio, das auch *Scream* herausgebracht hatte. Die Dreharbeiten waren noch nicht abgeschlossen, da bekam ich Ende Januar zum zweiten Mal eine Einladung zum Sundance Film Festival. Diesmal war ich die „Ballkönigin“. Ganze vier Filme, in denen ich mitgespielt hatte, liefen auf dem Festival, darunter ein Kurzfilm.

Einer der Filme war *Going All the Way*. Er spielt in den Fünfzigern, ein hübscher kleiner Film mit einem großartigen Produktions- und Kostümdesigner sowie Regisseur. Jeremy Davies, der Hauptdarsteller, den ich bereits vor den Dreharbeiten kannte und mochte, war ebenfalls besetzt. Ich hatte mit ihm eine Oben-ohne-Szene: In der Szene versuche ich, ihn anzutörnen, aber er steigt nicht darauf ein. Oben-ohne-Szenen waren nichts Neues für mich, ich hatte bereits in *Doom Generation* welche gehabt, und so ging ich davon aus, dass alles problemlos klappen würde, da ich den Darsteller ja kannte, doch das Gegenteil trat ein. Es war alles irgendwie schwieriger. Ich schaffte es nicht, mich aus meinem Körper zu lösen, wie ich es in *Doom Generation* getan hatte, und so griff mich die Szene richtig an, ging mir förmlich unter die Haut. Ich weinte nach dem Dreh.

Zurück zum Sundance Film Festival und der Premiere von *Going All the Way*. Ich nahm im Vorführsaal Platz, und mein Herz raste wie verrückt. Gleich ging es los, gleich würde ich mich auf der Leinwand sehen, etwas, woran ich mich nicht wirklich gewöhnen konnte. Jill, meine Managerin, saß neben mir und wies mich mit flüsternder Stimme darauf hin, dass unmittelbar hinter mir der Boss von Miramax saß. Die berühmte Filmproduktionsfirma war eine Tochtergesellschaft von Disney, ein übermächtiger Konzern, dem auch das Studio gehörte, das *Scream* produziert hatte und gerade auch *Phantoms*, den Film, den ich aktuell mit Ben Affleck drehte.

Tatsächlich war es mein zweiter Film mit Ben Affleck, denn er hatte auch in *Going All the Way* mitgespielt. Es ging los. Die Lichter wurden gedimmt. Den Namen des Miramax-Chefs kannte ich vom Abspann in *Scream*, sein Gesicht aber war mir unbekannt. Doch ich wollte mich auch nicht auffällig nach ihm umdrehen, also hielt ich meinen Blick nach vorne gerichtet und konzentrierte mich auf den Film. Dann kam die Oben-ohne-Szene, und ich wäre am liebsten im Erdboden versunken. Es war so sauschwer gewesen, diese Szene in den Kasten zu bekommen, und nun, da ich sie auf der Leinwand sah, kam alles wieder hoch, auch, dass ich danach bitterlich geweint hatte.

Heute kennen wir alle den Namen dieses Monsters, aber ich habe mich entschieden, ihn hier nicht zu gebrauchen. Ich verabscheue den Namen dieses Monsters, und wenngleich ich seinen Namen kenne (und du vermutlich auch), weigere ich mich, ihn in hier meinem Buch aufzuführen.

Als der Film zu Ende war, war der Miramax-Boss bereits weg, er musste sehr früh gegangen sein. Jill platzte fast vor Begeisterung, als sie mir sagte, dass ich von ihm höchstpersönlich gleich morgen zu einem Business-Meeting eingeladen wäre – um zehn Uhr vormittags im Stein Eriksen, dem nobelsten Hotel in Park City. Ich sollte ihn dort im Restaurant treffen. Später fragte ich mich, ob die Einladung während der Film Premiere zustande gekommen war. Jill erzählte mir, dass er der Talentförderer schlechthin sei, dass er Stars machte, dass dies meine große Chance sei, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Aber wozu, fragte ich sie, ich hatte doch bereits in zwei Filmen gespielt, die Miramax produziert hatte, und hatte doch bereits einen guten Eindruck hinterlassen. Wozu also hingehen? Doch sie bestand darauf und schob das Meeting für den nächsten Tag in meinen ohnehin engen Terminplan kurzfristig ein. Sie erzählte mir, dass dieser Mensch eine unglaubliche „Macht“ in Hollywood hätte, und die konnte ich förmlich spüren, so aufgeregt, wie sie von ihm sprach. Als Neuling in Hollywoods höchster Star-Riege hatte ich keinen blassen Schimmer davon, wer dieser Mensch war oder was es mit dieser „Macht“ auf sich hatte. Ich wusste nichts von alledem, was so viele andere bereits wussten, wusste nicht, dass er ein Raubtier war, und ich im Begriff, ihm geradewegs in die Falle zu laufen – eine Falle, mit der eine zwanzig Jahre währende Verschwörung der Verdunkelung und Verschleierung begann.

Am nächsten Morgen stand ich zeitig auf und machte mich für das Meeting mit ihm zurecht. Danach standen den ganzen Tag über Pressetermine für meine drei anderen Filme an, die auf dem Sundance Festival Premiere hatten. Ein echter Marathon, von dem ich mich leicht überfordert fühlte, doch mit meiner Managerin Jill an der Seite war ich zuversichtlich, alles gut bewältigen zu können.

Über jenen Tag, da das Unheil von meinem Leben Besitz ergriff, habe ich später viel und eingehend nachgedacht. Von morgens bis abends klebte mir ein MTV-Kamerateam an den Fersen. „Ein Tag im Leben von Rose McGowan“ war das Thema. Das MTV-Team hatte sich draußen vor dem Hotel postiert und wartete, bis ich von meinem Meeting zurückkäme. Wie oft habe ich mich seither in den Arsch gebissen, dass ich noch vor dem Hotel, vor jenem schicksalhaften „Meeting“, mit einem aufrichtig freudigen Lächeln in die Kamera sagte: „Ich denke, von nun an wird mein Leben deutlich einfacher werden.“

Und das dachte ich wirklich, nun, da ich finanziell auf einigermaßen gesicherten Beinen stand und in besseren Kreisen verkehrte. Ich war den ständigen Kampf ums Überleben leid. Ich war die Angst leid, den Schmerz, die Blessuren. Ich wollte mich daraus erheben und aufsteigen. Ich wollte fliegen. Ich wollte frei sein. Stattdessen erhielt ich eine Freiheitsstrafe.

Ich winkte noch kurz in die Kameras, betrat das Hotel und ging Richtung Restaurant, wo ich den grimmig dreinblickenden Empfangschef mit einem fröhlichen „Guten Morgen“ begrüßte. Der Filmmogul, so sagte er mir, hätte gerade noch ein paar wichtige Telefonate, würde vom Büro seiner Suite aus arbeiten und mich hinaufbitten. Ich bedankte mich lächelnd, doch er drehte sich weg, erwiderte mein Lächeln nicht. Nicht gerade sehr freundlich, dachte ich.

Ich fand die Zimmernummer und klopfte an. Zwei Assistenten öffneten, die ich ebenfalls mit einem fröhlichen „Guten Morgen“ begrüßte. Die beiden Männer senkten nur den Blick. Auch nicht gerade die freundlichsten, dachte ich. Sie traten ein Stück zurück, in einer stummen Geste, doch bitte einzutreten.

Die meisten Leute denken bei „Hotelzimmer“ an ein Bett, eine Kommode und ein kleines Badezimmer. Das Hotelzimmer des Monsters umfasste ein ganzes Hotelstockwerk. Es war um die 200 qm groß und damit locker so groß wie ein ganzes Haus, es war definitiv nicht das kleine Hotelzimmer, das man sich gemeinhin so vorstellt.

Ich ging hinein, in das größte Wohnzimmer, das ich je gesehen hatte, und da saß er, mein Boss, der Filmmogul höchstpersönlich. Er saß am langen Ende eines riesigen Sofas und sprach mit lauter Stimme in ein Telefon. Er deutete mir mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen, telefonierte lautstark weiter und ließ mich ungefähr fünf Minuten lang warten, bis er schließlich auflegte. Das gab mir genügend Zeit, ihn zu studieren. Ich fand ihn vom ersten Moment an eklig.

Dieser Filmmogul war nicht im Mindesten attraktiv. Sagen wir mal so: Zu behaupten, er könnte niemals einen Schönheitswettbewerb gewinnen, wäre die Untertreibung des Jahrhunderts. Gut, einen Schönheitswettbewerb in der Hölle vielleicht. Auf den Preis für die widerwärtigste Kreatur aller Zeiten hätte er gute Chancen. Er ist eine sehr große Person, in der Höhe ebenso wie in der Breite, hat fettige Haut, ein narbiges Gesicht, eine fleischige Knollennase und schwülstige Lippen. Das obere Augenlid rechts hängt tiefer als links, was seine Gesichtszüge schief erscheinen lässt. Er erinnerte mich an eine verschrumpelte Ananas.

Er könnte der berühmte Schwarze Mann deiner schlimmsten Albträume sein.

Er wurde es – für mich.